

## DIE SYSTEMZEIT

Ich wundere mich selbst darüber, dass ich mich an die erste politische Demonstration relativ genau erinnere. 1932 war es, als der Bauer von Vorderried, Leonhard Gruber, mit knapp 40 Jahren starb. Er war Anhänger Hitlers. Seine Parteifreunde erschienen am Sarg nicht im üblichen Schwarz, sondern in weißen Hemden mit weißen Kniestrümpfen, die alpenländische Uniform der Nationalsozialisten. Eine der Kranzschleifen trug das Hakenkreuz. Damals war der Nationalsozialismus nicht verboten.

Der Mord an Bundeskanzler Engelbert Dollfuß im Juli 1934 war meine nächste Erinnerung. Als Mörder verhaftete man den Nationalsozialisten Planetta und weitere Mitglieder der inzwischen verbotenen Partei. Nicht nur der Mord an sich erschütterte das Land, sondern auch die Umstände seines Sterbens. Man verweigerte ihm über mehrere Stunden den Beistand von Arzt und Priester. Das auf seinen Tod hin komponierte „Dollfuß-Lied“: „Ihr Jungen schließt die Reihen gut etc.“ wurde viel gesungen.

Die Verschärfung des politischen Klimas bekam ich sehr gut mit. Mit der Einführung des Ständestaates 1933 waren Nationalsozialisten und Sozialisten verboten. Die Anhänger dieser beiden politischen Gruppierungen ließen sich das Verbot nicht gefallen. Besonders in den größeren Städten wie Wien und Linz kam es zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen. In Leogang waren es in erster Linie Nationalsozialisten, die durch diverse Aktionen auf sich aufmerksam machten: Böller wurden gelegt, Hakenkreuzfeuer abgebrannt, Hakenkreuze auf Felswände und Mauern gemalt und im Untergrund nationalsozialistische Propaganda betrieben. Vielleicht war Leogang deshalb ein besserer Boden für die Nationalsozialisten, weil beim bayerischen Forstamt die Hakenkreuzfahne hing. Dazu kam, dass die Bayerischen Saalforste Holzarbeitern Arbeit geben konnten, die noch dazu besser bezahlt wurde als die gleiche Tätigkeit bei österreichischen Arbeitgebern.

Die enorme Arbeitslosigkeit stellte das große Problem der 30er Jahre bis 1938 dar. Sie war der entscheidende Wegbereiter für den Nationalsozialismus. Die „Ausgesteuerten“, also diejenigen, die keine Arbeitslosenunterstützung mehr bekamen, konnten ihren Lebensunterhalt und den ihrer Angehörigen nur mehr durch Betteln bestreiten. Man muss sich in die Situation dieser Menschen versetzen. Natürlich wollten fast alle von ihnen arbeiten, aber man gab ihnen keine Möglichkeit dazu. Brave Arbeiter, wertvolle Angestellte, auch Akademiker, mussten sich in einer Art erniedrigen, die jeder Menschenwürde widersprach. Wie schwer muss es den meisten gefallen sein, von Tür zu Tür zu gehen und um ein paar Groschen zu bitten, abends ein Quartier im Heustadel zu suchen oder einen Bauern zu bitten, am Heuboden übernachten zu dürfen. Meistens mussten sie dann ihre Habseligkeiten ausbreiten. Wenn sich darunter ein Feuerzeug oder ein Zündholz befanden, war es beim Bauern bis zum Morgen zu deponieren. So durchwanderten sie bettelnd Österreich, sich selbst und den anderen zur Last. Nach meiner Einschätzung ist die

unvorstellbare Notlage in Deutschland in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg die Wurzel des Nationalsozialismus. Von einem darnieder liegenden, ausgebluteten, von Hunger geschwächten Volk 132 Milliarden Goldmark zu verlangen und ihnen gleichzeitig die Industrie wegzunehmen, konnte nur zum wirtschaftlichen Kollaps, nicht wahr Herr französischer Ministerpräsident Clemenceau, führen. Die schreckliche Not gebar Extremisten.

Man kann sich vorstellen, wie sehnsüchtig alles nach Deutschland blickte, wo man 1938 die Arbeitslosigkeit nicht mehr kannte.

Unser Vater war politisch, wenn er auch nur eine Bezirksfunktion einer Nebenorganisation der „Vaterländischen Front“ bekleidete, überaus aktiv. Er glaubte, allein die Demokratie, oder was man damals dafür hielt, retten zu müssen. Sein Hauptaugenmerk richtete sich auf die Durchziehenden, deren systemabträgliche Sprüche, Kommentare und Bemerkungen er als staatsgefährdend betrachtete. Als blendender Redner trat er bei Bezirksveranstaltungen auf und warnte vor der „braunen Gefahr“. Bei der ein oder anderen Großveranstaltung nahm er uns mit. Die vier ältesten Kinder hatte er mit Uniformen der „Vaterländischen Front“ ausgestattet. Es war dies die einzige politische Uniform, die ich jemals trug. Einen Aufmarsch in Innsbruck machte ich in den hinteren Reihen mit. Beim Ruf „Wer macht uns frei“ skandierten die Marschkolonnen „Steidle und Fey“. Obwohl ich damals noch gut hörte, war ich nicht sicher, ob es nicht Steidl hieß. Steidle war der Tiroler Heimwehrführer, Major Fey, Vizekanzler und undurchsichtiger Heimwehrexponent. Er kam im März 1938 um.

Eines Abends machte ich mich daran, in Vaters Schreibzimmer auf seiner „Erika“ Reiseschreibmaschine Maschinschreiben zu lernen. Der Schreibtisch stand unmittelbar vor dem Fenster. Vater arbeitete auf einem kleinen Tischlein neben dem Ofen. Plötzlich hörte man einen lauten Knall. Ein Schuss direkt vor dem Fenster? Oder war es ein Böller? Jedenfalls warfen Vater und ich uns sofort zu Boden. Vater kroch zum Lichtschalter und löschte das Licht, damit wir nicht mehr als mögliche Zielscheibe, gefährdet waren. Ob es ein Lausbubenstreich oder ein Warnschuss oder ein Anschlag war, weiß ich bis heute nicht. Als Schuldirektor war Vater zusätzlich belastet, weil die neue Lehrerin Fürberger ihre nationalsozialistische Gesinnung kaum versteckte. Gleich nach dem Anschluss ernannte man sie zur Direktorin einer großen Schule in Hallein.

In diesen so bezeichneten „Systemjahren“ steckte Vater sehr viel mit den Gesinnungsfreunden, dem Sprengelarzt Dr. Wenzel Talmann, dem Gastwirt Thomas Frick und dem Bürgermeister Friedrich Herbst beisammen, auch der spätere Bürgermeister Tribuser sowie der Pfarrer zählten dazu.

In den Tagen vor dem 11. März 1938 fielen mir die vielen Flugzettel auf, die offensichtlich von einem Flugzeug abgeworfen wurden. Am Morgen des 11. März 1938, auf dem Weg vom Bahnhof Saalfelden zur Schule, lagen unzählige, silberglänzende, kleine Hakenkreuze am Boden. Sie dürften aus Aluminium gestanzt gewesen sein und waren sicher schon von langer Hand vorbereitet. Von der Schule zurück, war Vater nicht mehr im Haus. Zwei junge Burschen, sicher noch nicht 18 Jahre alt, erschienen mit dem Ortsgendarmen und führten Vater ab. Einen richterlichen Haftbefehl konnten sie sicher nicht vorweisen. Zusammen mit dem Leoganger Bürgermeister Friedl Herbst,

Stockingbauer, eskortierten sie ihn in eine Zelle in Saalfelden. Dort trafen sie weitere 11 Verhaftete, unter ihnen die späteren Landeshauptmann-Stellvertreter Bartholomäus Hasenauer und Michael Haslinger, wie mir Jahrzehnte später der Liebmannbauer aus Maria Alm erzählte.

Sein Motorrad wurde beschlagnahmt. Tage nach seiner Entlassung wurde er verständigt, das Motorrad wäre beim Sägewerk Hartl abzuholen. Vater wollte ihnen nicht den für ihn demütigenden Gefallen tun, selbst dort aufzutreten. Er beauftragte mich, das Motorrad nach Hause zu bringen. Als 11-Jähriger konnte ich das natürlich nicht schaffen und so bat ich Höck Leo, mir dabei zu helfen. Obwohl wir noch nie ein Motorrad gelenkt hatten, wollten wir das Motorrad nicht schieben, sondern damit fahren. Zu unserem Heil sprang es nicht an. Wie wir erst später belehrt wurden, war der Tank bis auf den letzten Tropfen Benzin entleert. Unser beiden Kräfte hätten nicht ausgereicht, das schwere Gefährt über den Brentbühel zu schieben, weshalb wir die Mithilfe eines vorbeikommenden Erwachsenen erbat. Den Bühel hinunter sind wir, im Leerlauf, aufgesessen.

Eine der ersten Äußerungen unseres Vaters nach dem sogenannten „Anschluss“ habe ich mir ganz genau gemerkt: „Wirst sehen, Hitler bedeutet Krieg.“ Ob seine Hellsichtigkeit aus der genauen Kenntnis der Geschehnisse in Deutschland stammte, oder aus seinem Studium der Geschichte? Wir wissen es nicht. Jedenfalls hat er mit Bestimmtheit vorausgesagt, was nur ein Jahr später tatsächlich eintrat.

Als in der Au die erste Jugendgruppe in weißen Hemden und weißen Stutzen auftauchte, sah ich mich leid, nicht mittun zu dürfen, weil ich immer gerne sportlich tätig war.

In Saalfelden war die „neue Zeit“ noch viel deutlicher sicht- und spürbar. Vor dem Geschäft des Juden Kant im Zentrum standen zwei Saalfeldener SA-Männer in Uniform zur Abschreckung möglicher Kunden. Demonstrativ gingen zwei Männer aus den als Kommunisten bekannten Familien Wolf und Harrer ins Geschäft, um eine Kleinigkeit zu kaufen. Beim Verlassen des Geschäftes wurden ihnen von den beiden SA-Männern Vorhalte gemacht, worauf sie kehrte machten und im Geschäft noch einen Einkauf tätigten. Darauf wurde ihnen eine Tafel und eine Glocke umgehängt: „Dieses Schwein kauft bei einem Juden ein“. Unter dem Gejohle der Kinder und Halbwüchsigen, führte man sie im Zentrum des Ortes umher.

Die Ergebnisse der Volksabstimmung am 10. April 1938 sind nur bedingt aussagekräftig. Nicht zu leugnen war eine Aufbruchsstimmung. Nun würde es wieder, wie in Deutschland, Arbeit für jeden geben und den Bauern durch die Umschuldung die drückende Schuldenlast abgenommen. Die Kinderbeihilfe versprach, insbesondere die kinderreichen Familien enorm zu entlasten. Trotzdem teilten viele nicht die Begeisterung der ersten Tage nach dem Umbruch. Besonders bei den Teilnehmern des ersten Weltkrieges war eine abwartende Vorsicht festzustellen.

Dass Vater bei der Volksabstimmung trotzdem wahrscheinlich mit „Ja“ stimmte, ist im profanen Befund begründet, dass sein Stimmzettel, wie der anderer Verdächtiger, vermutlich auch markiert war. Aus dem, was damals gemunkelt wurde, sind nur die Kugelmühler-Leute und der Lichthäusl Franz (Brandstätter) als diejenigen geblieben, die mit „Nein“ gestimmt haben sollen.

Leogang bekam in der Person des Kaufmannes Simon Empl einen neuen Bürgermeister. Empl, der einen kleinen Laden im alten Schmiedhaus in Hütten betrieb, war ein Hitlerianer der frühen Jahre. Er hat aus seiner Gesinnung nie einen Hehl gemacht und alle damit verbundenen Unbilden und Misslichkeiten stoisch auf sich genommen. Aus den Protokollen der Gemeindevertretungssitzungen der 30er Jahre ist zu entnehmen, dass alles versucht wurde, um diesen „Störenfried“ aus der Gemeinde zu vertreiben. Ansuchen um irgendwelche Entgegenkommen wurden abgewiesen, Konzessionen und Konzessionserweiterungen verweigert, die Ausbürgerung beschlossen und viele mögliche Schikanen erprobt. Empl hat sich meines Wissens als Bürgermeister nie revanchiert. Seine Standhaftigkeit und Gesinnungstreue haben ihn nach dem 11. März 1938 innerhalb des lokalen Partegefüges eine Position verschafft, an der sich Fanatiker und Extreme die Zähne ausbissen. Den Ortsgruppenleiter hielt er in Schach, die Illegalen ließ er nicht zu groß werden und auch Höhergestellte mussten seine Entscheidungen akzeptieren. Vielen Bauern hat er geholfen, wenn sie beim Schwarzschlachten erwischt wurden oder zu wenig ablieferten. Beim Vorderrainerbauer gab es einen Deblen, der allgemein nur als der „Rainer-Doggl“ bezeichnet wurde. Meistens nur mit einem Sack bekleidet, ungepflegt, statt zu reden nur grunzend, war er dem allgemeinen Spott, besonders jenem der Kinder, ausgesetzt. Als „unwertes Leben“ sollte er nach Hartheim bei Linz überstellt werden, von wo kein Eingelieferter zurückkehrte. Die Familie wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Überstellung. Ohne die Unterstützung von Empl wäre es sicher nicht möglich gewesen, ihn vor dem „Gnadentod“ zu bewahren.

Mit der Heirat der attraktiven Witwe des Vorderrieders wurde er auch Bauer. Das Geschäft verlegte er in seinen Neubau unterhalb des Gasthauses Madreiter.

Als Belasteter kam er nach 1945 in das Lager Glasenbach, wurde aber nach einiger Zeit wegen seines Gesundheitszustandes entlassen. Etwas über 40 Jahre alt, starb er bald darauf an einem Gehirntumor.

Beim Studium alter Gemeindeakten stieß ich auf einen Brief aus Hartheim, wonach eine Frau an Lungenentzündung gestorben sei. Ein weiterer Brief beinhaltete die Mitteilung, dass zwei Tage später auch die Tochter an Lungenentzündung gestorben sei. Es gelang mir aber nicht zu eruieren, welcher Sachverhalt dem unmenschlichen Vorgang zugrunde lag.

## HITLERJUGEND OHNE MICH

Im Spätwinter 1942 wurde ich verständigt, ich würde nun zwangsweise der Hitlerjugend eingegliedert und hätte mich beim nächsten Appell im Turnsaal der Plain-Hauptschule einzufinden. Da ich in der Hauptschule wohnte, konnte ich mich dieser Aufforderung nicht entziehen. Mit fünf Itzlinger Kommunisten, die ebenso wie ich einberufen worden waren, meldete ich mich beim Gefolgschaftsführer Rutzinger, Gefolgschaft 9. Die Belehrung nahmen

die Kommunisten nicht widerspruchslos zur Kenntnis. Sie machten aus ihrer Überzeugung kein Hehl und ließen den Gefolgschaftsführer wissen, was sie von ihm und seiner Organisation dachten. Mir haben der Mut und die Unerschrockenheit dieser Buben imponiert. Gleichzeitig habe ich mir aber Gedanken gemacht, ob es klug sei, so offen aufzutreten. Beim nächsten Appell waren sie schon nicht mehr dabei, beim übernächsten fehlte auch ich. Das Baden der Gefolgschaft im 15 Grad kalten Salzachsee um den 20. April war nicht der einzige Grund, dass die Hitlerjugend fürderhin auf mich verzichten musste.

Allerdings war die Distanz zur Hitlerjugend auch in weiterer Folge nicht ganz unproblematisch. Mit der Aufnahme in das Schülerheim (im September 1942) wurde offenbar die Zugehörigkeit zur Hitlerjugend vorausgesetzt. Es war üblich, an schlechtwetterfreien Sonntagen Ausmärsche, Übungen und Treffen anzusetzen. Das Heim war leer, ich war das „Überbleibsel“. Man wusste mit mir nichts anzufangen. Ich aber schon. Wie von daheim gewöhnt, setzte ich den Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes fort, meistens in der Müllnerkirche, ab und zu im Dom, wo ich auch für den aufgebahrten Fürsterzbischof Sigismund Waitz betete. Der Nachmittag war für das Wunschkonzert reserviert. Im Schlafsaal hatten wir einen primitiven Detektor mit einem relativ guten Empfang. So konnte ich mich ungestört an „Heimat, deine Sterne“, „Hoch droben auf dem Berg“, „Ich trage, wo ich gehe“ und vielen Opern- und Operetten-Melodien erfreuen. Diese Sendung ließ mich verschmerzen, dass ich nicht bei den anderen dabei sein durfte. Der Besuch des Gottesdienstes war aber dem Heimleiter nicht recht. Da er mich nicht davon abbringen konnte, verbot er ihn mir einfach. Damit war nun wieder mein Vater nicht einverstanden. Wie er mit dem Heimleiter in Verbindung trat, weiß ich nicht. Möglich, dass sie in der Lehrerbildungsanstalt Kontakt hatten. Jedenfalls konnte ich fortan, wohl scheinbar angesehen, aber unbehindert, den Gottesdienst besuchen.

## IN DEN FÄNGEN DER GESTAPO

Die nächste Vorladung durch eine politische Institution war dramatisch. Die geheime Staatspolizei (Gestapo) beorderte mich zur Vernehmung zum Gemeindeamt Saalfelden. Der Vorwurf lautete „Sabotage“. Konkret: Ich hätte das Hotel Blattl in Hintermoos angezündet. Unbestreitbar war, dass der Brand in einem der beiden Mansardenzimmer ausgebrochen war. In beiden Räumen befanden sich elektrische Öfen mit Heizspiralen. Auf ihnen trockneten wir „Vormilitärische“ unsere nassen Sachen. Es ist nicht auszuschließen, dass Textilien auf diese Weise in Brand gerieten, während wir beim Abendessen saßen. Zu viert waren wir in beiden Räumen untergebracht, aber nur ich bin in die Maschinerie der Staatspolizei geraten. Ich muss davon ausgehen, dass es die bekannte Ablehnung des Nationalsozialismus unseres Vaters war, die mich in diese Situation brachte.

Die Vernehmung führte, wie ich nach dem Krieg erfuhr, einer der berüchtigsten Salzburger Gestapo-Beamten durch. Ich wurde nicht geschlagen oder gefoltert, aber psychisch enorm unter Druck gesetzt. Stundenlang dauerte die Vernehmung und immer wieder, wenn das Gespräch einen harmlosen Charakter zu haben schien, kam die Behauptung: „Du hast das Haus angezündet.“ So wie ein Habicht auf die Henne stürzt, glaubte der Beamte, mich mit dieser Taktik überführen zu können. Das zweite Druckmittel war besonders infam. Er ließ die Tür einen Spalt zum Vorraum offen, in dem der Hausmeister, ein Kommunist aus Hallein, wartete. „Wenn du nicht gestehst, hängt der morgen“, warf er mir mehrmals an den Kopf. Ich muss zugeben, dass ich nach dieser Vernehmung psychisch angeschlagen war.

Kurz danach wurde ich von der Gestapo neuerlich vorgeladen, diesmal in die Zentrale „Salzburg Franziskanergasse 2“. Der Vorwurf der Sabotage wurde wiederholt, wenn auch die Vernehmung diesmal mit weniger psychischem Druck verlief.

Vom Ganzen geblieben ist, dass ich im Gegensatz zu allen anderen Betroffenen, bis zum Einrücken keinen Bezugsschein erhielt, um jene Kleidungsstücke zu beschaffen, die verbrannt waren. Ich war gewiss zehn- bis zwölfmal auf der Gebietsleitung, der höchsten Landesinstitution der Hitlerjugend, bin aber immer wieder ohne Bezugsschein von dannen gezogen. Ein Grund für die Verweigerung von Bezugsscheinen wurde nie genannt.

Ironie der Geschichte: Im Haus Franziskanergasse 2, in dem mich die Gestapo verhörte, hatte ich 35 Jahre später als Landesrat mein Büro.

## GEFÄHRLICHE ESKALATION

Das Interesse der Gestapo für meine Person könnte auch damit zu tun gehabt haben, dass unser Vater einige Zeit vorher eine politische Auseinandersetzung hinter sich hatte, die fatal hätte enden können. Das kam so: Nach dem Norwegen-Feldzug wurde am Schulplatz in Leogang, dem Adolf-Hitler-Platz, der sogenannte „Narvik-Schild“ aufgestellt. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, diesen Schild mit Nägeln zu versehen. Dafür gab es Nägel in drei Ausfertigungen: Bronze für 10 Reichsmark, Silber für 25 und Gold für 50 Reichsmark. Es war eine raffinierte Aktion, Patriotismus zur Geldbeschaffung zu nutzen. Nicht lange nach dieser Aktion suchten die Nachbarn, Oberförster Fred Pointner und Franz Bayer, meinen Vater auf. Mit dem Oberförster Pointner und dessen Familie waren wir so benachbart, dass sich die Dächer unserer Häuser beinahe berührten. Mit Bayer Franz gründete Vater seinerzeit den Trachtenverein „d'Spielberger“. Mit dem am gleichen Tag wie ich geborenen Sohn Franz und mit dem zweiten Sohn Rudi waren wir als Spielkameraden engstens verbunden. Pointner und Bayer machten nun unserem Vater in dessen Zimmer Vorwürfe, er habe nicht den seiner Stellung und seinem Einkommen gemäßen Nagel in den Schild

geschlagen. Vater verwies darauf, dass sieben Kinder zu ernähren und studieren zu lassen seine finanziellen Möglichkeiten einschränke. Das ließen beide nicht gelten. Die Auseinandersetzung, die wir in der Küche mitverfolgten, nahm an Heftigkeit und Lautstärke zu und artete schließlich in Schreiduelle aus. Ich habe meinen Vater noch nie so außer Rand und Band erlebt, wie bei diesem Zusammentreffen mit den beiden benachbarten Nationalsozialisten. Letztlich warf er beide hinaus.

Einige Wochen später überbrachte ihm der Briefträger den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht. Hier schaltete sich nun Bürgermeister Empl ein. Er machte den entscheidenden Stellen den Unsinn klar, einen 40-Jährigen, Vater von sieben Kindern, in den Krieg zu schicken und führte ihnen die sozialen Probleme vor Augen, wenn Vater nicht mehr aus dem Krieg zurückkehren würde. Nicht zuletzt, weil die Krebserkrankung schon relativ weit fortgeschritten war, wurde der Einberufungsbefehl rückgängig gemacht.

## RADIO BEROMÜNSTER

Die gezielte Aufmerksamkeit der Nachbarn und die rigorosen Strafandrohungen hinderten uns nicht, Auslandsender zu hören. Standardsender für uns war der Schweizer Sender „Beromünster“, nur einmal hörten wir BBC London. Wir waren sicher, dass es Nachbarn waren, die in der Nacht um das Haus schlichen und das Ohr an die Wand legten, um uns wegen des Hörens von Feindsendern zu überführen. Deshalb haben Vater und ich uns immer eine dicke Decke über Kopf und Radio geworfen, damit kein Laut nach außen dringen konnte. Anschließend wurde die Skala des Radios verstellt, um keine Rückschlüsse auf gehörte Sender zuzulassen.

Was wir heute über die Situation im kommunistisch regierten Ostdeutschland wissen, bestätigt meine Ansicht, dass in einer Diktatur die größte Gefahr immer von der engsten Umgebung ausgeht, seien es Nachbarn, Hausmeister oder Arbeitskollegen. Mit den oberen und obersten Parteietagen, mögen sie auch Befehlsgeber gewesen sein, kommt man ohnehin erst in Berührung, wenn es zu spät ist.

## ARBEITSMÄIDEN IN LEOGANG

Eine sehr willkommene Arbeitserleichterung für unsere Mutter waren die Arbeitsmädchen. Wir hatten zwar schon vorher zeitweise ein Dienstmädchen bzw. eine Hilfe für alles. Ab 1938 konnten wir sie uns finanziell nicht mehr leisten, weil die Entlohnung von 30 Reichsmark im Monat vorgeschrieben war. In Leogang wurde in Sonnrain

ein Maidenlager, in mehreren Baracken, eingerichtet. So wie die 18-jährigen Burschen zum Arbeitsdienst einberufen wurden, hatten die gleichaltrigen Mädchen eine Art Sozialdienst zu absolvieren. Damit verfolgte man zwei Zielsetzungen. Die jungen Menschen lernten Gegenden kennen, in die sie sonst nie gekommen wären, gleichzeitig verrichteten sie Arbeiten, die ihnen bisher fremd waren. Es hat Salzburgerinnen nicht geschadet, wenn sie in Schlesien nach Kartoffeln gruben und es hat Kölnerinnen nicht wehgetan, wenn sie in Leogang Bauern bei der Heuernte halfen.

Das Maidenlager erfasste ca. 30 Mädchen. Ihnen stand eine Lagerleiterin vor. Nach Morgensport, Frühstück und Flaggenhissung schwangen sich im Sommer die Mädchen um 9.00 Uhr auf ihre Räder, um zu ihrer jeweiligen Arbeitsstelle zu kommen. Um ca. 17.00 Uhr kehrten sie von dort zurück. Fast alle knüpfen an ihre Maidenzeit in Leogang positive Erinnerungen. Bei Nachkriegstreffen waren die Maiden stets zahlreich vertreten und gaben ihrer durchwegs angenehmen Rückschau auf die Arbeitszeit in Leogang Ausdruck. Natürlich war die Ansammlung so vieler fescher, sportlicher Mädchen eine Versuchung für männliche Annäherungen. Aber Männer gab es kaum. Sie waren an der Front. Die Maiden haben dies auch insgeheim bedauert, mussten sie sich doch mit ein paar Urlaubsflirts begnügen.

Die Verbindung der Maiden mit ihren seinerzeitigen Arbeitgebern hat vielfach Jahrzehnte angehalten. Hauptsächlich waren die Maiden in der Landwirtschaft tätig. Aber auch kinderreiche Familien, wie unsere, profitierten davon.

Mit Kriegsende wurde das Lager aufgelöst.